

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ April 2015



Foto: Klaus Peschke

„Die Welt als Wille und Vorstellung“

Wie die Nazis die Berliner Bevölkerung motivierten, traktierten und massakrierten
Vortrag von Thomas Schaarschmidt
Von Gert Keil, Zeitzeuge

11. November 1988. Als Begleiter eines SPD-Ministerpräsidenten flog ich von Los Angeles nach Frankfurt. Las die FAZ. Da war die Jenninger Rede abgedruckt. Am 10. November hatte Philipp Jenninger, der konservative Parlamentspräsident, zum 50sten Jahrestag der Novemberpogromnächte geredet. Konservative suggerierten damals gewöhnlich, hinter jedem Bürger hätte ein Nazi mit der Maschinenpistole gestanden, die Bürger waren dazu verdammt zu gehorchen. Angst vor den Nazis war die psychologische Schlüsselkategorie. In seiner Rede legte Jenninger dar, dass es auch eine andere Schlüsselkategorie gab: Begeisterung für oder Lebensteilung mit den Nazis. Jenninger hatte sich etwas kompliziert, vielleicht auch missverständlich ausgedrückt.

Einen Tag später sah er sich gezwungen zurückzutreten.

Berlin und die Nazizeit: Darüber hat Dr. Thomas Schaarschmidt geforscht und reichlich publiziert. Am 24. Februar hat er vorgetragen. Vor Zeitzeugen. Dr. Schaarschmidt, Jahrgang 60, ist sich der heiklen Dialektik zwischen Zeitzeugen und Historikern bewusst. „Zeitzeugen“, so sagte es ein anderer Historiker, „sind der natürliche Feind der Historiker“. Dass man das nicht so eng sehen muss, hat die fruchtbare und anregende Debatte nach dem Vortrag bewiesen.

Berlin war für die Nazis ein schwieriges Pflaster, so Schaarschmidt. Da gab es viele Juden. Viele Intellektuelle. Die enge des Völkischen war nicht der Alltag in der Stadt.

„Nach ihrem Verständnis hatte sich in Berlin eine von jüdischen Kosmopoliten und Bolschewisten geführte Asphaltkultur breit gemacht, die nichts mehr mit dem Rest des Reiches gemein hatte.“ (Thomas Schaarschmidt)
Also musste die Stadt bearbeitet werden.

Inhalt

„Die Welt als Wille und Vorstellung“	1
Im Anschluss: Diskussion	2
Hertha BSC mit Zeitzeugen im Olympiastadion	3
Fernsehen im „Tal der Ahnungslosen“	4
Treffen mit Schweizer Studenten	6
Ein Kapitel Berliner Industriegeschichte	6
Zur „Endlösung“ der Zigeunerfrage	7
Die Macht, die Zeit, das Schicksal	8
In eigener Sache	10
Mitgliederversammlung	10
Gratulationen	10
8.Freiwilligenbörse	11
70 Jahre Kriegsende	11
Impressum	11
Ankündigung	12

Während vor dem ersten Weltkrieg eine Kriegsbegeisterung auch bei Künstlern und Intellektuellen vorherrschte, war diese Stimmung vor Kriegsbeginn nicht allgegenwärtig. Als der Zweite Weltkrieg dann von den Deutschen vom Zaun gebrochen worden war, gab es eine eigene Dynamik, die im Rhythmus des Krieges zwischen Begeisterung und Durchhalteparolen schwankte.

„Kaum eine andere Rede hat das Bild der NS-Propaganda im Krieg so geprägt wie Goebbels Sportpalastrede zum totalen Krieg am 18. Februar 1943. Goebbels zehnte Frage „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ und das hysterische „Ja“-Geschrei seiner Zuhörer gelten geradezu als Inbegriff nationalsozialistischer Propaganda.“

Überzeugend legte Schaarschmidt dar, dass diese Rede nicht nur den gesellschaftlichen Resonanzboden schürte sondern auch eine „Fensterrede“ war. Die Medien sollten in den Feindesländern darüber berichten.

Die Pflege der „Heimatfront“ und insbesondere der Frauen und der Jugendlichen, die je eigene Ansprache und die Gelegenheit zum Mitreden statt zum Mitreden waren durchaus moderne Elemente der Kommunikation. In Berlin starteten die Nazis einen Höflichkeitswettbewerb. Am Ende wurden 40 Berliner gekürt. Die Nazis und insbesondere Goebbels waren überzeugt, dass der große Wille Berge versetzen könne: die Welt als Wille und Vorstellung, wie der Philosoph Schopenhauer Jahrzehnte vorher es nannte.

Prekärer wurde die kommunikative Lage für die nationalsozialistische Führung nach der Schlacht von Stalingrad, dem Misserfolg von Rommel in Afrika und, seit 1943, der Bombardierung der deutschen Innenstädte. Die Rede vom Endsieg verlor an suggestiver Kraft. In Berlin wurden die meisten Schulen geschlossen. Die Kinder kamen in die Landverschickung.

„Unter dem Eindruck der permanenten Tag- und Nachtangriffe mehrten sich seit Januar 1944 allerdings Meldungen, dass viele Berliner vom Krieg „die Nase reichlich voll“ hatten.“

Die letzte Phase der Mobilisierung der Zivilgesellschaft begann nach dem misslungenen Attentat auf Hitler am 20. Juli 44. Die rote Armee stand nicht mehr weit vor Berlin. Die Suggestion des Endsieges verblasste. Jetzt wurde von den Nazis die Angst vor einer Niederlage geschürt. Der Alltagsterror nahm zu. Noch in den letzten Wochen und Tagen wurden Todesurteile vollstreckt.

Das zwölf Jahre dauernde tausendjährige Reich konnte zehn Jahre auf die Unterstützung weiterer Teile des Volkes setzen. Durch eine moderne Kommunikation war es ihm gelungen, den „Schein der Sache mit der halben Sache selber“ gleichzusetzen. So hat es Adorno einmal formuliert.

Dr. Schaarschmidt war voll in seinem Metier. Gleichwohl hat er sich für dicht besetzte Veranstaltung sorgfältig vorbereitet. Historiker und Zeitzeugen, haben die sich was zu sagen? Sie hatten!

Im Anschluss: Diskussion

Von Andreas Gerstenberg, Zeitzeuge

In der sich dem Vortrag von Dr. Thomas Schaarschmidt anschließenden Diskussion nahmen die Zeitzeugen die Möglichkeit wahr, mit dem Erzählen eigener Erfahrungen auf das Gehörte Bezug zu nehmen.

Es begann Frau Meyer mit der Schilderung ihrer Einberufung zu den Jungmädeln im April 1945 in Dresden. Bis heute ist ihr unerklärlich, wie man in der vollkommen zerstörten Stadt ihre Adresse hatte ausfindig machen können. Anschließend kam Herr Kayser auf das Streikrecht in den letzten Kriegsjahren zu sprechen. Diskutiert worden sei wohl, aber es hatte sich gar keiner getraut zu streiken. Bezugnehmend auf die Tatsache, dass die Bevölkerung Berlins im wesentlichen stillgehalten hat, stellte Herr Kirschning dar, dass die Versorgungslage weitaus besser als noch im Ersten Weltkrieg gewesen sei. Subversiven Spott, der die Aussichtslosigkeit dokumentierte, gab es aber. So etwa ein Spruch, der immer dann aufgesagt wurde, wenn jemand eine Zigarette der Marke Stambul herausholte: „Stalin marschiert bis Unter den Linden 24 ohne Musik“. Herr Spiller stellte die Frage, ob man nicht schon 1933 hätte erkennen müssen, dass die Pläne der Nationalsozialisten aufgrund der mangelnden wirtschaftlichen Ressourcen nicht durchführbar gewesen wären. Als Beispiel führte er unter anderem die vollkommen zerschlagenen LKW an, die aus Russland zurückkamen, „teilweise noch mit Holzvergaser“, so Herr Spiller. Herr Peschke berichtete von der Evakuierung auf einen Lausitzer Bauernhof im Oktober 1943. Der Bauer musste nun seinen an sich schon am Rande der Existenz laufenden Betrieb auf die Neuankömmlinge umstellen und war darum sehr reserviert. Auch diese andere Seite müsse man beachten, so Herr

Peschke. Herr Böhm wies darauf hin, dass seine Schule im Friedrichshain (später in Weißensee) bis zum Einmarsch der Roten Armee geöffnet war. Als das Friedrichshainer Schulgebäude zum Lazarett umfunktioniert werden musste, gab es aufgrund der gestiegenen Schülerzahl Schichtunterricht, was Herrn Böhm dadurch angenehm in Erinnerung blieb, dass man in einer Woche wegen des Nachmittagsunterrichts nicht zum Jungvolkdienst erscheinen musste. Die Mobilisierung erlebte Herr Böhm als 10jähriger; er sammelte mit seinen Schulkameraden Granatsplitter, die in der Schule abgeliefert werden mussten. Alle, die das taten, erhielten vom Lehrer ein Stück Streuselkuchen. Auch die Sonderzuteilungen nach Luftangriffen auf Berlin sind ihm in Erinnerung geblieben. Herr Riemer erinnerte sich an schon 1942 stattgefundenen Kinderlandverschickungen, in seinem Fall zunächst nach Ahlbeck und später in das so genannte „Generalgouvernement“. In den letzten Kriegsjahren gab es keinen Kontakt mehr zu den Eltern. Nach dem Krieg musste die Mutter Nachforschungen anstellen, wo die Schule mittlerweile hin verschickt worden war, um den Sohn am Attersee wiederzufinden. Mit anderen Kindern musste Herr Riemer eine Scheinexekution erleiden, da sie versucht hatten, in ein Lebensmittellager der US-Armee einzubrechen. Am nächsten Morgen wurden sie dann

von den Soldaten reich mit Lebensmitteln beschenkt. Herr Grimm sprach auch von seiner Kinderlandverschickung mit seiner Schulklasse an den Harzrand. Im Beisein des Jungvolkleiters wurden Spottlieder rezitiert, woraufhin den Jungen angedroht wurde: „Wenn ihr so was noch mal singt, kommt ihr alle ins KZ“. Für Herrn Grimm das erste bewusste Wahrnehmen dieses Begriffes.

Als er später auf einem Bauernhof dort arbeitende Franzosen traf, wuchs in ihm der Wunsch, Französisch zu lernen um sich mit ihnen zu verständigen, was er auch erfolgreich tat. Herr Schütze schilderte, wie er als 14jähriger mit einem Freund auf den Dächern unterwegs war, als ihn die Nachricht erreichte, dass seine Mutter bei einem Angriff verletzt wurde. Erst nach vielen Wochen erfuhr er vom Tod der Mutter und er lebte allein in der Wohnung der Familie, bis er durch Zufall 1946 eine Lehrstelle erhielt und sein Leben neu beginnen musste.

Zeitzeugen und Historiker zusammenzubringen, sei nicht immer einfach, sagte Dr. Schaarschmidt am Beginn seines Vortrages. Sein eifrig übers Blatt Papier fliegender Stift und das angeregte Gespräch schienen aufzuzeigen, dass genau das an diesem Tag gelungen war.



Das sozialpädagogische Herzensprojekt Lernzentrum@herthabsc begeistert Lehrer, Sozialpädagogen und Fans

Hertha-BSC mit Zeitzeugen im Olympiastadion Von Klaus Riemer (zzb)

Es gibt Projekte, die einen von der ersten Minute an fesseln - weil sie wichtig sind, berühren und nachhaltig verändern. Das Fanprojekt

lernzentrum@herthabsc gehört definitiv zu dieser Kategorie. Die Idee ist simpel - und doch unglaublich effektiv: raus aus der Schule,

den miefigen Klassenzimmern und starren Lernkonzepten und rein in eine ganz andere, völlig ungewohnte Lernatmosphäre. Das Ergebnis beeindruckt Lehrer, Sozialpädagogen und natürlich die Schüler immer wieder aufs Neue: konzentrierte Kinder und Jugendliche interessiert, aufgeschlossen und wissbegierig. Das Lernzentrum soll dabei insbesondere Jugendliche ansprechen, die von traditionellen Bildungsangeboten nur selten erreicht werden.“ sagt Stefano Bazzano, Mitarbeiter der Fanbetreuung bei Hertha BSC und verantwortlich für die Koordination des Projektes.

„Es geht dabei nicht primär um das Vermitteln von z.B. historischen Fakten und Abläufen. Vielmehr steht der gemeinsame Lernprozess im Mittelpunkt, in den die Kinder und Jugendlichen im Team ihre Stärken und Interessen einbringen können. „Für die Schüler, mit denen wir arbeiten, ist das nicht alltäglich.“ weiß Söhnke Vosgerau, der Bildungsreferent des Projekts, zu berichten. Seine Kollegin Lea Segel unterstreicht diese Aussage.

Konzept des Projektes ist, das integrative Potential des Sports zu nutzen, um junge Menschen an politische Bildungsangebote heranzuführen und ihre sozialen Kompetenzen zu stärken.



Dr. Wolfgang Steinke - Else Danielowski mit Fans

Erstmals nutzte das Lernzentrum Zeitzeugen, die die Olympischen Spiele 1936 in Berlin erlebt hatten.

Sichtlich beeindruckt zeigten sich die Schüler bei den Interviews mit unseren beiden Zeitzeugen Else Danielowski (Jahrgang 1922) und Dr. Wolfgang Steinke (Jahrgang 1924). Die beiden über 90jährigen hatten sich ebenfalls gut auf das Gespräch mit den Jugendlichen eingestellt. So brachte Dr. Steinke ein großes Buch mit, in dem er alle Artikel, Bilder und Berichte aus dem Zeitraum der Olympischen Spiele archiviert hat. Über 80 Minuten stellten die Schüler interessiert Fragen. „Das hat uns wirklich begeistert. Das Treffen mit den Herthaleuten im Olympiastadion zum Thema „Olympia 1936“ war wohl für alle ein besonderes Erlebnis. Jedenfalls sagte unsere Zeitzeugin, Else Danielowski, gleich zu An-

fang "Wunderbar. Es war alles perfekt vorbereitet" Sie erwähnte auch, dass eine Dreiergruppe Mädchen sie in den VIP-Raum, wo Stühle und Mikros standen, abgeholt hätten. Auch die interessierten Fragen der Mädchen taten ihr gut. Mehr als ‚normal‘, dass spontane Fragen kamen. So erinnert sie sich, dass sie auf Wunsch der Mädchen versucht hat, die Melodie, nach der die 1800 Mädchen im Olympiarund getanzt hatten, noch einmal zu summen. Auch wurde sie gefragt, ob sie Hertha-Fan sei. Hierzu führte sie einen gewissen Lokalpatriotismus an. Es war für mich beeindruckend, welche Erinnerungen von 1936 noch in ihr aufstiegen, z.B. von einem jungen Mädchen, das während der Proben (Kapelle war beim Üben nicht dabei) oben auf der Ehrentribüne stand und mit einer Blockflöte (samt Mikro) die Melodie zum Tanz flöten musste!

Die Kids haben noch mehr Fragen gestellt als sie eigentlich erarbeitet hatten.“ fasste Sozialpädagogin Lea Segel das Gespräch begeistert zusammen. Nun warten alle gespannt auf das Ergebnis. Mitte März soll der Film zu der Projektwoche auf dem Internationalen Fußballfilmfestival „11mm“ Premiere feiern.

Fernsehen im „Tal der Ahnungslosen“

Von Wolfhard Besser, Zeitzeuge

In der DDR bezeichnete man Menschen, die aus geografischen Gründen kein „Westfernsehen“ sehen konnten: „Sie kommen aus dem Tal der Ahnungslosen“. Auch ich stamme aus so einer Ecke. Im Südosten der DDR war es ab 1957 möglich, Fernsehen überhaupt zu empfangen. Im letzten Zeitzeugenbrief war zu lesen, wie das Fernsehen vor 80 Jahren in Deutschland als erstes Land der Welt zu senden begann und in den Dienst faschistischer Politik gestellt wurde.

Erst nach dem verheerenden II. Weltkrieg konnte an die Wiederaufnahme eines Fernsehprogramms gedacht werden. Erste Probeversuche begannen 1950 in Hamburg und auch wenig später in der DDR. Noch vor dem offiziellen Start des NWDR-Fernsehens am 25. Dezember 1952 mit getrennten Programmen für Nord- und Westdeutschland sowie (West) Berlin strahlte bereits am 21. Dezember 1952 der Deutsche Fernsehfunk (DDR) seine erste offizielle Sendung aus, die aber nur in Berlin und Umland zu empfangen war. Die DDR wollte der BRD zuvorkommen. Aber

nur wenige Zuschauer konnten das Programm sehen, hüben wie drüben. Es fehlte noch an Geräten. In der DDR gab es 1952 einige Hundert, in der BRD im Sommer 1953 gerade mal 3.000. Wenig später stieg die Zahl der angemeldeten Geräte dort auf 40.000. Ein neues Medium war geboren - die TV-Geräte allerdings teuer im Osten wie im Westen. Aber die neue Abendunterhaltung wollten viele Menschen genießen. Auch dort, wo Fernsehen noch gar nicht möglich war - wie in meiner Heimatstadt Görlitz. Das Fernsehsignal reichte nicht von dem ca. 100 km entfernt liegenden Fernsehen im „Tal der Ahnungslosen“ / Treffen mit Schweizer Studenten Dresdener Fernsehsender bis nach Ostsachsen und von Berlin aus gerade mal bis Cottbus. Aber es gab pfiffige Radiotechniker in Görlitz, die sich sagten: Fernsehsignale

müssten doch zumindest bis zur Landeskronen (420 m ü. M.), dem Hausberg von Görlitz, reichen. Er versperrt der im Neiße-Tal liegenden Stadt die Empfangsmöglichkeit. Die Prognose erwies sich als richtig: In dieser Höhe war der Fernsehempfang gegeben.

So verbündeten sich die Experten mit dem Gaststättenleiter des Berg-Restaurants, der seinen größten Gastraum 1955-57 als Fernsehstube einrichtete. Fernsehen auf der Landeskronen sprach sich in der Stadt herum und so pilgerten täglich abends viele Einwohner der Stadt auf den steil ansteigenden Berg, um fernzusehen. Besonders viele bei bestimmten Unterhaltungssendungen („Da lacht der Bär“)

In Ostsachsen, damals wichtiger Industriestandort, wollte man aber mehr. Staatliche Gremien der Region drängten auf baldigen Fernsehempfang. So kam es zur Entwicklung eines Kleinsenders, der als Prototyp auf der Landeskronen installiert wurde und im September 1957 vom höchsten Aussichtsturm zu senden begann. Fernsehen im Neiße-Tal war geglückt. Ähnliche Füllsender konnten wenig später in Frankfurt/Oder, Eisenhüttenstadt und DDR-Bergregionen eingesetzt werden.

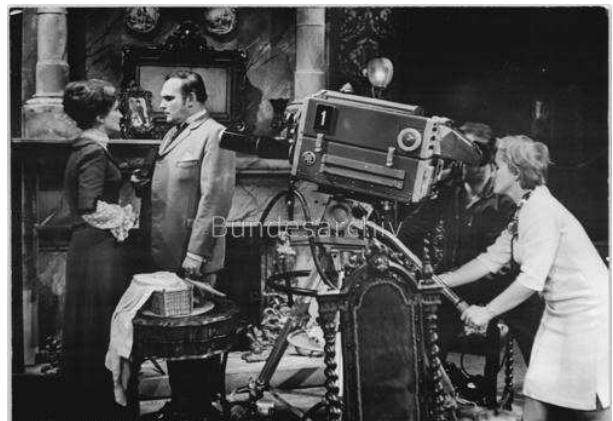
Natürlich wollte auch ich einen Fernseher besitzen. Die gab es in Görlitz nur auf Voranmeldung mit langer Wartezeit. Aber unterdessen war die Geräteproduktion in der DDR angekurbelt worden, und ich konnte ein Gerät sogar mit größerer Bildröhre als beabsichtigt (43 statt 33 Zoll) auf Abzahlung kaufen. (1.800 DDR-Mark bei 280 Mark Monatsverdienst wenige Jahre nach meiner Lehre).

Görlitz und Umgebung ist also seit 1957 mit dem Fernsehen versorgt. Das Signal des

Westberliner SFB reichte allerdings - wie schon beschrieben - nicht bis in die Oberlausitz. Trotzdem kam es zwei-,dreimal im Jahr vor, dass durch meteorologische Verhältnisse im Winter bedingt, ein so genannter „Überreichweiten-Empfang“ möglich war; meist nur für wenige Stunden. Mir gelang es einmal, spät abends einen Reisebericht über Japan zu sehen.

Mit der Zunahme der Fernsehteilnehmer in der DDR wuchs auch die Zahl der Menschen, die das so genannte „Westfernsehen“ empfangen konnten, was aber von den DDR-Oberen nicht gebilligt wurde. Deshalb organisierte die FDJ im Auftrag der SED die „Aktion Blitz gegen NATO-Sender“, auch „Aktion Ochsenkopf“ genannt; bezeichnet nach dem leistungsstarken Fernsehsender, der an der Bayerischen Grenze steht und damals weit in die DDR einstrahlte. Dort, wo an der Ausrichtung der Fernsehantennen zu erkennen war, wer Westfernsehen sieht, wurden viele Antennen von FDJlern vom Dach geholt oder abgesägt.

Dies betraf die Gegenden entlang der innerdeutschen Grenze und rund um Berlin. In Ost-Berlin hatte die Aktion wenig Erfolg und führte zu unerschwelligten Protesten. Deshalb wurde sie wenig später abgeblasen.



Bundesarchiv, Bild 183-A1214-0008-004
Foto: o. Ang. | 14. Dezember 1962

10 Jahre DDF - Foto: Bundesarchiv

Mitte der 60er und Anfang der 70er Jahre, als die ARD- und ZDF-TV-Sender leistungsstärker wurden, bauten sich erfinderische Bastler abenteuerliche Antennenkonstruktionen auf das Dach; besonders in Regionen, wo der Empfang ungünstig war, wie z.B. auf den Dresdener Anhöhen. Dort war das SFB-Signal auf Kanal 7 nur unter großem Aufwand einzufangen. Bestimmten Personenkreisen der DDR war es zudem nicht erlaubt, westliche TV-Sender zu empfangen. Es galt zwar kein Verbot, aber „Westfernsehen“ eignete sich nicht als Gesprächsthema im öffentlichen Raum. Was das DDR-Fernsehen anging,

bestand es ja nicht nur aus dem „Schwarzen Kanal“. Der machte mal gerade etwa 0,5 % des Programmangebotes aus, bei Zurechnung der „Aktuellen Kamera“ waren etwa 3 % direkte politische Argumentation. Der Hauptanteil umfasste Unterhaltung im weitesten Sinne, Dramatik und Fernsehfilmen, wissenschaftlich-technischen Themen, Bildung, Sport, Kinderprogramme und ähnliches; natürlich hier und da mit staatstragender Rhetorik. Andererseits weckten ARD und ZDF vielfach verschönende Vorstellungen vom Alltagsleben in der Bundesrepublik. Natürlich sahen auch Bundesbürger - wo es möglich war - Programmteile des DDR-Fernsehens.

Bis 1989 konnte man im „Tal der Ahnungslosen“ nur die zwei Programme aus Adlershof empfangen. Nun gibt es 80 Jahre nach den Erst-Fernsehsendungen 1935 und 1952 in Deutschland ein TV-Überangebot.

Treffen mit Schweizer Studenten

Von Dietrich Raetsch, Zeitzeuge

Bevor der eigentliche Besuch stattfand, erfolgte eine rege Korrespondenz über Ort, Art und Inhalt unserer Unterredung. Am 24.02. holte ich die beiden vom S-Bahnhof Erkner ab und wir fuhren in unser Haus nach Wernsdorf. In häuslicher Atmosphäre war die Info über eine Zeit, die für die jungen Männer aus der Schweiz sowohl räumlich als auch zeitlich weit, weit weg ist, wesentlich besser zu vermitteln, als in einer Gaststätte. Sie waren beide schon sehr gut vorbereitet, da sie an deutscher, speziell an DDR-Geschichte interessiert sind und das als Thema ihrer Prüfungsarbeit gewählt hatten.

Aus meiner Erfahrung konnte ich ihnen die Strukturen der Jugendorganisationen, Junge Pioniere und FDJ und deren gesellschaftliche Funktion erklären. Ich wies auch auf das zentralistische System hin, das sich unter anderem darin deutlich machte, dass die Schullehrpläne von Rostock bis Zittau und von Frankfurt/O. bis Magdeburg identisch waren. Aus meiner Sturm- und Drangzeit konnte ich von Tanzveranstaltungen, die damals nicht Disco genannt werden durften, berichten, wo Discjockeys Plattenaufleger hießen und das Verhältnis von 60% Ostmusik zu 40% Westmusik gespielt mußte.

Ich erzählte von Wartezeiten bis zu 15 Jahre für einen Telefonanschluss oder den Erwerb eines Autos (nur Barzahlung). Desweiteren erwähnte ich, dass Jeans in den Schulen verboten waren, weil diese amerikanische Arbeits-

hosen waren. Auch wie die Fans in Westberlin beim Rolling Stones-Konzert die Waldbühne zerlegt haben und das Anlass für Walter Ulbricht war zu sagen: „Dieses verrückte JE JE JE braucht man nicht im Sozialismus.“

Aber auch die flächendeckende Versorgung mit Kindergartenplätzen (auch kirchliche) blieb von mir nicht unerwähnt.

Die Frage kam, in wie weit die Presse bei der ideologischen Meinungsbildung eingesetzt wurde. In diesem Zusammenhang erzählte ich die Episode, in der mein Cousin der damals in Westberlin lebte, mir interessante Artikel aus dem Spiegel auf Kleinbild abfotografierte, diesen Film so klein wie möglich zusammenrollte, in ein Kondom steckte, um es in der Körperöffnung durch die Grenze zu transportieren.

Die vom Film gemachten Papierabzüge verbrannte ich nach dem Lesen natürlich (man wusste ja, was so passieren konnte). Wichtig war mir aber vor allem, der heutigen Jugend zu vermitteln, dass auch wir all diese Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte hatten, wie alle Jugendlichen überall und zu jeder Zeit auf der Welt. Man hatte sich arrangiert und versuchte, mit den „Spielregeln“ so gut es ging klarzukommen. Die Empfehlungen zum Besuch des DDR-Museums, der Gedenkstätte Bernauer Strasse und der Stasi-Gedenkstätte in Hohenschönhausen erwähnte ich bereits.

Sie bedankten sich für die Ausführungen, die ich trotz aller subjektiven Einschätzung versucht hatte, so objektiv wie möglich rüberzubringen.

Es war auch für mich ein sehr angenehmes Gespräch, in dem mir wieder mal bewusst wurde, was ich alles schon erlebt habe.

Ein Kapitel Berliner Industriegeschichte

Von Harald Jancke, Zeitzeuge

Es ist doch ganz erfreulich, dass der Internet-Auftritt der Zeitzeugenbörse auch gelesen wird, sogar im Ausland. So haben Schüler in Zürich bei ihrer Suche nach Informationen über Berlin die Zeitzeugenbörse im Netz gefunden. Sie besuchen eine Berufsmaturitäts-Schule und sollen in Vorbereitung auf ihre weitere Ausbildung eine Abschlussarbeit schreiben. Die Klasse hat sich als Thema Berlin gewählt und so fuhr die Klasse für 6 Tage ins Hostel an der Warschauer Straße, um sich über unsere Stadt zu informieren. Der Charakter einer Stadt erschließt sich naturgemäß sehr vielfältig und so sind die Schüler neben gemeinsamen Unternehmungen ihren speziellen Interessen nachgegangen. Benjamin Streit, einer der Schüler, hat

nun bei der Zeitzeugenbörse nachgefragt, ob jemand zu dem Thema Entwicklung der Berliner Industrie mit Schwerpunkt Demontagen nach dem II. Weltkrieg weiterführende Kenntnisse beitragen könne. Die Wahl fiel auf mich als Zeitzeugen, der als Kind infolge sowjetischer Demontagen im Rahmen der Reparationen nach dem II. Weltkrieg über 5 Jahre mit der ganzen Familie in die Sowjetunion umgesiedelt worden war. Ich habe selber als Chemiker in der Forschung mit der Industrie beruflich nur mittelbar zu tun gehabt, auch wurden wir nicht aus Berlin umgesiedelt und in der fraglichen Zeit war ich ein Kind, dennoch betrifft dieses Kapitel deutscher Geschichte mein Interessengebiet und so habe ich mich gern mit Benjamin Streit per mail für den 25.2. verabredet. Drei Schüler der Klasse haben sich das Thema "Berliner Wirtschaft 1900 bis Heute" ausgesucht, er selbst wollte den Zeitabschnitt 1933-1945 + Demontage nach Kriegsende bearbeiten. Es lag nahe, dass er darum bat, die anderen beiden auch mitbringen zu dürfen. So waren wir zu viert für drei Stunden um meinen Wohnzimmertisch versammelt. Das war einfacher für mich, denn nun hatte ich Zugriff auf meine Dokumente, die Bücher und den Rechner. Ich hatte mich in Vorbereitung auf dieses Gespräch intensiv mit den Industrie Gründungen in Berlin wie der KPM (1763), Borsig (1837), Siemens (1847), Schering (1851), Agfa (1867), AEG (1897), DVL (Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt, 1912) und anderen beschäftigt und konnte so über Aufschwung und Niedergang vieler Industrie einrichtungen in Berlin berichten.



v.l.n.r. Harald Jancke, Uli Höhn, Benjamin Streit und Herbert Weiss

Die „Elektropolis“ Berlin war einst ein bedeutender deutscher Industriestandort. Viele der Einrichtungen haben inzwischen ihren ursprünglichen Charakter verändert oder Berlin verlassen. Die Gründe dafür sind vielfältig,

denn Grundstücksprobleme, Übernahmen durch größere Unternehmen und die politische Unsicherheit in der Zeit der Isolation Westberlins haben immer für Probleme gesorgt. Am Anfang des Niedergangs des Industriestandortes Berlin stehender Krieg und die sowjetische Besatzung 1945. Sinnlose Zerstörungen der verbliebenen Anlagen in ganz Berlin markieren einen Tiefpunkt der Berliner Industrie. Von der DVL künden noch Windkanal und Motorenprüfstände als Denkmäler deutscher Flugzeugindustrie in Adlershof. In Ostberlin wurden ehemalige Zweigwerke der großen Firmen, wie z.B. die Elektroapparatewerke Treptow (ehemals AEG) oder NARWA (ehemals Osram) erst in SAG und dann in Volkseigene Betriebe (VEB) überführt und hatten große Bedeutung innerhalb der Wirtschaft der DDR. Auch dieses Kapitel Berliner Industriegeschichte fand ein jähes Ende, als nach der politischen Wende des Jahres 1989 viele Betriebe im Ostteil der Stadt abgewickelt wurden. Aus der Elektropolis wurde eine Brache mit riesigen leeren Fabrikhallen entlang der Spree in Oberschöneweide. Die neu eingerichtete Hochschule für Technik und Wirtschaft in einem TRO-Gebäude, der nahe gelegene Wissenschaftsstandort in Adlershof und die Pläne für Tegel lassen ein wenig Optimismus für eine zukünftige Entwicklung nach dem Industriezeitalter für Berlin erkennen.

Im „Industriesalon Schöneweide“ sammeln ehemalige Mitarbeiter des Transformatorenwerkes, des Kabelwerkes Oberspree und des Werkes für Fernseh-elektronik Produkte ihrer jahrelangen Tätigkeit, um der heutigen Generation junger Handynutzer vor Augen zu führen, wie ehemals Radio- und Fernsehempfang mit Elektronenröhren funktionierte und wie diese hergestellt wurden. Aus der AEG von Emil Rathenau hat sich in 120 Jahren unsere moderne Industrie entwickelt. Den Tag unseres Treffens mit den drei Schülern aus Zürich hatte ich so gewählt, dass wir noch eine Stunde im Industriesalon verbringen konnten. Es war schön zu sehen, wie an Technik interessierte junge Leute die Geschichte der Elektroindustrie studierten. Am Tag zuvor waren sie im Technik-Museum gewesen, und so haben sie, schrieb mir jetzt Benjamin Streit per mail, eine sehr erfolgreiche Zeit in Berlin verbracht und sind auf ihre Abschlussarbeit im Mai gut vorbereitet.

Zur „Endlösung“ der Zigeunerfrage

Ein fiktives Symposium, 16. Dezember 1942

Von Klaus Riemer, (zzb)

Dieses Dokumentar-Theater-Projekt des *Historikerlabors* verdient besondere öffentliche

Beachtung. Aufführungen sind inzwischen ausverkauft.

Es liegt nahe, das Projekt fortzusetzen.

Unterstützt von der *Heinz und Heide Dürr Stiftung*, vom *Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte*, von der *Freudenberg-* und der *Rosa Luxemburg Stiftung* sowie in Medienpartnerschaft mit *Kulturradio rbb* haben Historiker/innen mit Schüler(inne)n der *Freien Waldorfschule Kreuzberg* und der *Rudolf Steiner Schule Berlin-Dahlem* im besagten *Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte* in Berlin-Dahlem den dritten Teil der Trilogie „Die Erfindung und Vernichtung des Untermenschen - Der organisierte Mord an Juden, Slawen, Sinti und Roma im NS-Deutschland“ gezeigt.



„Wissenschaftler“, Anthropologen, Eugeniker, Kriminalbiologen und Feldforscher der Rassenkunde, die sich dazu hergegeben haben, willfährige Helfershelfer des NS-Regimes zu sein, sie stehen im Mittelpunkt der aktuellen Forschung und Darstellung.

Im *Institut für Anthropologie, menschliche Erb- lehre und Eugenik* (Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft) und in der *Rassenhygienischen Forschungsstelle* (Reichsgesundheitsamt) verbanden sich Theorie und Praxis. Dort wurden die rassenbiologische Gutachten verfasst, um Deportationen ins Konzentrationslager zu begründen, dort wurden Augen von KZ-Häftlingen angefordert. Auschwitz wurde zur verlängerten Laborbank von Berlin-Dahlem.

Wenig bekannt ist, dass leider auch Wissenschaftler aus den europäischen Nachbarländern „minderwertiges Leben, geborene Verbrecher und Parasiten aus dem gesunden Volkskörper“ ausscheiden wollten. Der Massenmord an den Sinti und Roma begann schon 1942, und zwar in deutschen und kroatischen Konzentrationslagern sowie hinter der

Ostfront. Dass die Darstellung nicht nur rassistische Ideologie kommentierte, sondern immer wieder auch die Opferperspektive zu Wort kommen ließ, das gehörte zu den Höhepunkten der Aufführung. Als Details von der Ermordung der Frauen und Kinder erwähnt wurden, war ich besonders berührt und empört über die Brutalität und Unmenschlichkeit dieser „Herrenmenschen“, die zuerst die Kinder vor den Augen der Mütter töteten, Säuglinge lebend in die Gruben warfen und erst dann die Mütter erschossen...

Nicht allein deshalb, weil es um die Täter geht, sondern vor allem um die Schicksale der Opfer, sind diesem Projekt viele Fortsetzungen und öffentliche Resonanz zu wünschen.

Die Macht, die Zeit, das Schicksal

Von Gabriele Leech-Anspach

Im Roman „Alles fließt“ schrieb der russische Schriftsteller Wassilij Grossman 1998, die Russen hätten das Christentum „in der asketischen, byzantinischen, antiwestlichen Form“ aufgenommen. Ich habe darüber nachgedacht. Haben wir im Westen eine andere Form des Christentums? Ich erfuhr aus der Kirchengeschichte, dass das frühe, noch nicht in Ost und West gespaltene Christentum vom Neuplatonismus geprägt war.

Er beschreibt die Verbindung der Realität mit dem Übersinnlichen. Im Westen wurde diese Sicht bereits durch die Lehre Augustins, später durch die Scholastik überwunden.

Der Ostkirche dagegen gab das Streben nach einer eschatologisch-mystischen Einheitsschau nicht auf. Das führte 1054 zur Trennung der beiden Kirchen.

Den Anspruch der Ostkirche, die einzige rechtgläubige zu sein, haben die Russen unter Wladimir dem Heiligen am Ende des 10. Jahrhunderts von Byzanz übernommen - und damit auch die feindselige Haltung gegenüber dem westlichen Christentum und seiner Kultur. Als Konstantin der Große 330 das Zentrum der Herrschaft nach Byzanz verlegte, nannte er dieses das „Zweite Rom“. Darin war er als Kaiser geistlicher und weltlicher Herrscher zugleich. In Byzanz hat es nie eine Auseinandersetzung zwischen geistlicher und weltlicher Macht gegeben. Während man im Westen um die Abgrenzung der beiden Machtbereiche rang, wurde im Osten die Macht des Kaisers über beide Welten nie hinterfragt. Als Byzanz 1453 von den Türken erobert wurde, übernahm der Moskauer Großfürst Iwan III. Wassiljewitsch die byzantinische Auffassung. Er nannte Moskau das „Dritte Rom“, führte den byzantinischen Doppeladler als Wappen und das byzantinische Kirchenritual ein.

Dieser Anspruch ist für die russische Geschichte entscheidend geworden. Im Westen wurden schon im frühen Mittelalter die Rechte des Einzelnen gegenüber dem Staat festgelegt (etwa 1215 mit der Magna Charta in England). Eine solche Bestimmung der Rechte gegenüber dem Machthaber hat es in Russland nie gegeben. Erst als die Russen mit den Gedanken der Aufklärung bekannt wurden, begannen sie über die Rechte des Einzelnen nachzudenken. Junge Offiziere hatten im Krieg gegen Napoleon westliche Lebensverhältnisse kennen gelernt. Sie forderten Reformen. Als diese von Zar Nikolaus I. abgelehnt wurden, rebellierten sie. Der Aufstand dieser „Dekabristen“ wurde 1825 niedergeschlagen, die Anführer hingerichtet oder nach Sibirien verbannt.



Die orthodoxe Mystik prägt auch das russische Denken: Ministerpräsident Dimitri Medwedjew, seine Frau Swetlana, Wladimir Putin und Oberbürgermeister Sergej Sobjanin (von links) zu Ostern 2013 in der Moskauer Erlöserkathedrale.
Foto: Alexander Astafiev

Später fällt der Philosoph Pjotr Tschaadajew 1836 ein vernichtendes Urteil über die Zustände in Russland: „Wir haben keinerlei Tradition, keine Geschichte, die unser Volk erzogen hätte (...) Wir besitzen ein riesengroßes Land, aber geistig sind wir vollständig unbedeutend, eine Lücke in der Weltordnung.“ Für dieses Urteil wollte Zar Nikolaus I. ihn hinrichten lassen. Tschaadajew konnte davor nur bewahrt werden, indem man ihn zum Wahnsinnigen erklärte und mit endgültigem Schreibverbot unter strenger Beobachtung auf sein Gut verbannte.

Als ich 1974 im tiefen Winter in Moskau zu Gast war, besuchte ich das Donskoi-Kloster. Auf dem dortigen Friedhof fand ich Tschaadajews Ruhestätte. Auf dem tief verschneiten Grab lag eine Rose. Ich sah mit großer Bewegung, dass Tschaadajew noch immer verehrt wurde. Die Rose besagte: Im damals gegenwärtigen Russland hatte sich für den Spender noch nichts Grundlegendes geändert. Die Demokratie blieb weithin unverstanden.

Das erlebte ich auch nach der Perestrojka, als Russen wieder öffentlich mit westlichen Ausländern sprechen durften. Ich wurde von einem älteren Mann angesprochen. Als er erfuhr, dass ich Deutsche sei, wurde er sehr gesprächig. Er sagte, wir Westeuropäer verhielten uns politisch falsch: „Bei euch gibt es Parteien, die sich streiten, und dann findet ihr einen Kompromiss. Aber wie kann man einen Kompromiss schließen? Es gibt doch nur eine Wahrheit und deshalb auch nur eine Macht!“

Dass der Machthaber, der Realität enthoben, noch eine gewisse religiös-mystische Verehrung genießen kann, erfuhr ich 1993 bei einer Moskauer Ausstellung über den letzten Zaren Nikolaus II. Im Ikonen-Stil waren er und seine Familie dort als Märtyrer abgebildet. 2013 gab es eine erneute Ausstellung anlässlich der Thronbesteigung der Romanows 400 Jahre zuvor, wo diese Tendenz noch deutlicher zu erkennen war. Schon im Jahr 2000 wurden die Romanows sogar als Märtyrer heiliggesprochen. Damit wird eine entscheidende Wende in der heutigen Interpretation der russischen Geschichte deutlich.

Die Vorstellung von Macht und Zeit wird in Russland anders erlebt als bei uns. Um die russische Mentalität zu verstehen, muss man bedenken, dass sie im von Byzanz bestimmten Raum entstand, in dem auch eine vom Orient geprägte Mystik wirksam war. Der russische Philosoph Nikolai Berdjajew urteilte, dass Russen Wirklichkeit und Utopie nicht gänzlich auseinanderhalten. Den Russen sei nie ganz das Empfinden verlorengegangen, dass es neben der sichtbaren Realität eine andere Dimension gibt, ein höheres Sein, das in der Welt wirkt. Juri Trifonow schreibt im Roman „Starik“, dass ein Leben ohne Irrealität nicht vorstellbar ist, und der Pianist Grigori Sokolow sprach 2013 in einem Interview von „Energie, die von außen kommt, aus dem Weltall. Das ist nichts Irdisches, das kann man nicht studieren - und wenn es nicht kommt, kommt es nicht, da bleiben tüchtige Schüler dann eben tüchtige Schüler.“

Die andere Mentalität der Russen zeigt sich besonders in der Weise, in der sie Zeit erleben. Der westliche Mensch sieht sie als Linie, als Kette von Abschnitten, die sich Punkt um Punkt in die Zukunft entwickeln. Die Russen dagegen haben aus Byzanz die Vorstellung übernommen, dass alles zeitliche Geschehen Abbild der göttlichen Urkraft ist. In dieser Sicht kann es nichts wirklich Neues geben. Zeit wird als Gefüge zyklischer Wiederholungen erlebt.

Der westliche Mensch bestimmt sein Handeln nach der Zeit, die ihm zur Verfügung steht. Er setzt Terminpläne

fest. Der Russe lebt ungern nach Terminen. Als ich für russische Wissenschaftler Interviews mit Leitern von deutschen Firmen vermitteln sollte, kamen manche Interviews nicht zustande, weil die Russen sich nur schwer auf Termine einstellen konnten; sie waren unpünktlich oder kamen gar nicht. Wenn ich ärgerlich wurde, sagten sie: „Du bist ein richtiger deutscher Fritz, wir arbeiten nach dem Gang der Dinge.“

Deutsche wollen in der Zeit möglichst viel erreichen. Zeit ist kostbar. Daraus kann Hektik entstehen. Wenn man wie die Russen „nach dem Gang der Dinge lebt“, bleibt man gelassen, lässt die Dinge auf sich zukommen, erlaubt sich Unpünktlichkeit, für die man in Russland volles Verständnis hat, die aber den westlichen Menschen verärgert. Der Ausdruck „Gang der Dinge“ zeigt, dass der Russe Zeit als ein Ganzes, als ein Gefüge von Wiederholungen erlebt, in die sein Schicksal eingeordnet ist.

Da die Zukunft für den Russen ungewiss bleibt, ist für ihn die Gegenwart das Entscheidende. Er lebt intensiv, ohne an Konsequenzen zu denken. Westliche Besucher sind oft erstaunt von der Leidenschaft, Geduld und Gelassenheit, aber auch dem Lebensmut der Russen auch in schwierigen Situationen. Sie besitzen die innere Sicherheit, mit Geduld das Kommende zu erwarten. Da sie sich „im Gang der Dinge“ weniger verantwortlich für ihr Handeln fühlen müssen, ist auch die Wertung von Schuld anders. Sie wird nicht als einzigartig gesehen, sondern als eine Tatsache, die zum Leben gehört. Stalin etwa gilt heute als „Retter des Vaterlandes“; seiner Verbrechen wird kaum noch gedacht. Für die deutsche Auseinandersetzung mit Hitler fand ich bei meinen Gesprächspartnern oftmals kein Verständnis. Ich hörte öfter: „Hört auf mit euren Schuldgefühlen, das ist so lange her. Das Leben geht doch weiter.“ Die Diskussion, ob Hitlers Verbrechen einmalig in der Geschichte sind, wird in Russland nicht verstanden.

Auch im Westen haben sich bedeutende Menschen über das Wesen der Zeit Gedanken gemacht. Wilhelm von Humboldt schrieb: „Denkt man über die Folge der Zeit nach, so verliert man sich wie in einem Abgrund. Es ist nicht Anfang noch Ende. Aber ein ewig lenkender Wille erhält unverrückte Ordnung.“ Der Russe erkennt in seiner leidvollen Geschichte (die er in ungeheuren Räumen, die sich ins Grenzenlose verlieren, bewältigen muss) keine „unverrückte Ordnung“, keinen „ewig lenkenden Willen“. Sein Lebensgefühl betont das Ungewisse der Zukunft. Im schon erwähnten Roman von Wassilij Grossman ist von der „gleichgültigen Ewigkeit“ und der „unbezwingbaren Gewalt des Lebens“ die Rede, der der Mensch unterliegt. Das meinte auch Michail Gorbatschow mit dem bekannten Satz: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Der Satz lautet richtig übersetzt: „Gefahren lauern auf die, die nicht auf das Leben reagieren“. Gorbatschow sprach nicht vom Zuspätkommen, sondern betonte die russische Auffassung, dass der Mensch sich in die Gesetzmäßigkeiten des Lebens einfügen müsse.

Im Berliner „Tagesspiegel“ vom Juni 2013 fand ich die Wiedergabe eines Interviews mit dem russischen Schriftsteller Michail Schischkin. Er wurde gefragt, ob er Hoffnung auf eine Demokratie in Russland habe, und meinte, es gäbe gewisse Chancen dafür. Doch er antwortete aus der Sicht eines Russen. „Kein Diktator herrscht ewig. Dafür wird schon das Schicksal sorgen.“

Die Autorin Gabriele Leech-Anspach studierte von 1939 bis 44 Slavistik und Osteuropäische Geschichte in Berlin, war 1945/46 Dolmetscherin im sowjetischen Agrarministerium und lehrte von 1963 bis 72 über russische Literatur und Sprache an der Universität Toronto.

Diesen Artikel schrieb unsere
älteste Zeitzeugin für den



GENERAL-ANZEIGER BONN

In eigener Sache

**Bitte nicht vergessen:
Unsere Mitgliederversammlung ist am 14. April 2015 - diesmal mit Neuwahlen!
Die Suche nach geeigneten Personen für wichtige Aufgaben dauert an.
Vorschläge sind willkommen.**



Gratulationen

Wir gratulieren allen im April geborenen Zeitzeugen

04.04. Dorit Ebert, 05.04. Wolfgang Eckstein, 05.04. Hartmut Topf
07.04. Manfred Roseneit, 07.04. Horst-Berthold Schütze, 09.04. Gerda Steinke
18.04. Otto-Ernst Duscheleit, 18.04. Günther Böhm, 18.04. Alexander Latotzky
23.04. Klaus Peschke, 27.04. Hanne-Lore Pretzsch
29.04. Helmut Oertel, 30.04. Charlotte Oberberg

Unter dem Motto „*Engagement verbindet - weltweit!*“ sind wir wieder dabei:
8. Berliner Freiwilligenbörse am 25.04.2015 von 11 - 17 Uhr im Roten Rathaus.
Unser Stand im großen Festsaal trägt die Nummer 68.

ZeitZeugenBörse



„70 Jahre Kriegsende - 8. Mai 1945“

Was können Sie aus Ihrer Erfahrung zu diesem Thema als Zeitzeuge einbringen?

*In diesem Jahr ist die Nachfrage-Flut nach ZeitzeugInnen, die das Kriegsende erlebt haben, besonders hoch. Naturgemäß hängen die Erinnerungen von **Zeit** und **Ort**, **Freundschaften** und **Feindschaften**, **Verfolgung** und **Flucht**, Zugehörigkeiten zu **Volksgruppen**, zivilen oder militärischen **Organisationen**, **Betrieben** und **Berufen** ab. Das Vermittler-Team wäre deshalb besonders dankbar, wenn es zu den genannten Themen auf Erlebnisberichte zurückgreifen könnte, die in Stichworten andeuten, was und wie Sie damals Schreckliches oder trotz allem Erfreuliches erlebt haben. Bitte senden Sie uns Ihre kurzgefassten Erinnerungen mit folgenden wichtigen Angaben **möglichst schnell** ein:*

Name	
Jahrgang	
Tel.-Nr.	
Mailadresse	
Stichwort-Beispiele	1945 13./14.Februar in Dresden ausgebombt, Verwandte verloren...Die Kapitulation erfuhren wir später (kein Radio), nach dem Bombenkrieg doch als Befreiung.
„	Weiße Fahnen an Häusern waren überaus gefährlich, weil die Fronten sich ständig veränderten... ein Schneidermeister aus der Rheinsberger Str... bezahlte es mit dem Leben...endete am Baum auf dem Zionskirchplatz.
„	Meerane in Sachsen, amerikanische Besatzung 13./14.4.45 Parademäßiges Einrücken eines Convois. Angst, sie könnten beschossen werden und entsprechend reagieren
„	Bunkererlebnisse 1944/45, 2. Erlebnisse m. russ. Besatzung II H3. 1945 Wehrmachts"raub" – aus Vorräten Insel Eiswerder.
„	Berichte über Flucht aus Sudetenland und Aufnahme bei Verwandten in Sachsen = Januar 1945. Belegbar mit Tagebucheintragungen der Mutter.
„	Evakuierung mit SS-Soldaten nach Berlin...3 russische Soldaten durchs Fenster eingestiegen, erschossener Russe von Frauen weggebracht, damit das Haus nicht abgebrannt wurde. SS weggeschickt, auch um das Haus und die Besucher zu retten.
„	Bertingen (Dorf zwischen Magdeburg und Stendal) erste Hälfte 1945 Von amerikanischem Dorfkommandanten zum Frühstück eingeladen / Teilnahme an amerikanisch-sowjetischen Treffen

Barbara John (Hrsg.)

Unsere Wunden kann die Zeit nicht heilen

Was der NSU-Terror für die Opfer und Angehörigen bedeutet

HERDER

Dienstag, 28. April 2015 um 15 Uhr
**„Unsere Wunden kann die Zeit nicht heilen“
Was der NSU-Terror
für die Opfer und Angehörigen bedeutet
Vortrag von Barbara John**

Vor nunmehr fast vier Jahren wurde der Rechtsterror des NSU bekannt. Untersuchungsausschüsse, juristische Verfahren und das Kanzlerinnenversprechen sollten zur „lückenlosen“ Aufklärung. Barbara John ist die Ombudsfrau der Hinterbliebenen. Sie begleitete sie auf ihrem Weg aus der Ohnmacht. In ihrem Vortrag wird sie auf ihre Gespräche mit den von rechter Gewalt betroffenen Familienmitglieder eingehen, die Blindheit des Staates beim Namen nennen, Schwierigkeiten mit Behörden beleuchten und Forderungen aufstellen, wie eine Mordaufklärung ohne Vorverurteilungen bestimmter Personengruppen ablaufen könnte.

Barbara John ist interessiert im Rahmen einer Diskussion mit Zeitzeugen und anderen Gästen zu erfahren, wie der Verlauf des Prozesses ihre Meinungsbildung und ihr Verhalten verändert hat. Sie hat ihre Erfahrungen in einem Buch veröffentlicht, das die Berichte der Opfergruppe umfasst und über die Zeitzeugenbörse entliehen werden kann.



Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildung, 10787 Berlin, An der Urania 4 / Ecke Kurfürstenstr.
Verkehrsverbindungen: U1-3, Wittenbergplatz/Nollendorfpark, Bus 100, M29, 187, Haltestelle Schillstr., Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.

Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel. -Nr. mitteilen.

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe.

V. i. S. d. P. : Eva Geffers / Redaktion: Eva Geffers / Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer

Büro:

ZeitZeugenBörse e. V., Ackerstr. 13, 10115 Berlin, ☎ 030 – 44046378, 📠 030 – 44046379
Mail: info@zeitzeugenboerse.de - www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 -13 Uhr

Bank für Sozialwirtschaft
BIC: BFSWDE33BER
IBAN:DE83100205000003340701

Typowerkstatt Bodoni-Museum
Krausnickstraße 6, 10115 Berlin

☎ 030-2825137/28387569, 📠 030-28387568 Mail: info@bodoni.org